

Dom Sanitätsdienst im Kriegslazarett.

Wer die Ereignisse des Weltkrieges an der Hand der Zeitungsberichte verfolgt, denkt gewöhnlich, wenn er sich der Menschen erinnert, die in Not und Gefahr den Dienst des Krieges über, nur an die mit den Waffen kämpfenden Truppen an der Front. Er hat selten eine Vorstellung von der Masse der Kräfte, die hinter den Kampflinien nicht minder wichtige Leistungen vollbringen, und er hat noch viel weniger einen Begriff von Mühsalen und Geschwierigkeiten dieses Dienstes.

Aber hinter der Front werden auch Schlachten geschlagen, Schlachten, die keinem Menschenleben ein Ende bereiten sollen. Es ist ein Ringen gegen den Tod, in dem das zahlreiche Sanitätspersonal, Männer und Frauen, unermüdblich steht. Hier soll nur vom Dienst im Kriegslazarett die Rede sein. Wir beleuchten damit nur einen engen Ausschnitt der Sanitätsarbeit; eine Darstellung des gesamten Sanitätsdienstes würde ein Buch füllen.

Der Sanitätsdienst erhält nicht nur dem einzelnen verwundeten oder kranken Soldaten Gesundheit und Leben, sondern führt damit auch den kämpfenden Armeen dauernd wiederhergestellte Kräfte zu. Die Wichtigkeit dieser Tätigkeit im Rahmen des Kriegsgeschehens und aus allgemein menschlichen Gründen schäzen, melden sich dauernd neue Kräfte freiwillig für den Eintritt in die Sanitätstruppen. Viele Frauen und Jugendliche befinden sich darunter.

Der Arzt erscheint täglich zweimal zur Visite auf der Station des Kriegslazaretts. Er geht von Bett zu Bett, die Kranken nach ihrem Befinden fragend oder sich durch Untersuchung vom Zustande des Patienten selbst überzeugend. Das ganze zur Station gehörige Personal folgt ihm.

Der Stationsvorsteher, meist ein Unteroffizier, spielt auf der Station eine ähnliche Rolle wie der etatsmäßige Feldwebel innerhalb einer Kompanie. Er hat die Lebensmittel für die Station bei der Lazarettverwaltung anzufordern, muß mithin genau auf die Kost achten, die der Arzt jedem einzelnen Patienten vorschreibt. Hier kommen fast täglich Veränderungen vor. Auch für Wäsche und Kleidung der Kranken und für alles andere auf der Station erforderliche Inventar, bis zum letzten Kaffeelöffel, hat er zu sorgen. Sodann nimmt er während der Visite die Diktate des Arztes für die Krankengeschichte entgegen. Die Krankengeschichte soll genaue Auskunft über Verlauf und Heilung der Krankheit bzw. Verwundung geben. Wichtige Befunde am Körper des Patienten werden unter Nennung des Datums nach den Angaben des Arztes vom Stationsvorsteher darin aufgezeichnet. Er hat mit allen diesen Dingen auf seiner Schreibtische reichliche Arbeit und ist darum in der übrigen Zeit — außerhalb der Visiten — nicht viel in den Krankenzimmern zu sehen. Die Krankengeschichte folgt dem leidenden Soldaten im Falle seiner Verlegung in ein anderes Lazarett. Dort gibt sie dem Arzt, der die weitere Behandlung des Verwundeten oder Kranken übernimmt, genaue Auskunft über den Verlauf des Leidens.

Hier schaltet und waltet dann die Pflegerin, die Schwester. Sie ist fast den ganzen Tag in der Nähe der Kranken. Nur in knappen Epochen entfernt sie sich. Sie muß allen Anordnungen des Arztes in bezug auf die Krankenbehandlung, Anlegen der Verbände, Versorgung mit Heilmitteln, genau folgen, da sie allein für die genaue Durchführung der ärztlichen Bestimmungen verantwortlich ist. Auch die dem Kranken vorgeschriebene Diät muß sie kennen. So ist die Teilnahme der Schwester an der Visite eine bedeutende Gedankenarbeit, zu der der Tag über erhebliche körperliche Leistungen kommen. Denn sie hat mit Unterstützung männlicher Pfleger den größten Teil der Beordnungen selber auszuführen und hat die Verteilung der Lebensmittel vorzunehmen.

Ferner gehört es zu den Obliegenheiten der Schwester, täglich zweimal die Bluttemperatur und die Anzahl der Pulschläge des Kranken festzustellen. Auf der Fieberstafel, die beim Bett eines jeden Kranken hängt, werden die Ergebnisse der Messungen und Zählungen notiert. Die täglichen Eintragungen auf der Tafel vereinigen sich zu einer Kurve, die das Auf und Nieder von Temperatur und Puls übersichtlich darstellt.

In vielen Fällen ist die Tätigkeit der Schwester geradezu die Voraussetzung für ein erfolgreiches Wirken des Arztes. Und das trifft gerade für die Fälle zu, bei denen die Arbeit des Arztes am nötigsten und schwierigsten ist. Schwerkranken können oft nicht selber über ihr Befinden Auskunft geben. Da für den Arzt aber neben dem augenblicklichen Befund bei der Visite auch das Benehmen des Patienten in der übrigen Zeit von größter Bedeutung ist, hat die

Schwester den Kranken stets mit feingeschultem Gefühl und Verständnis zu beobachten, um dem Arzt über alle seine Regungen genauen Bericht geben zu können.

Die Frau ist im Sanitätsdienst ganz unentbehrlich. Ganz abgesehen davon, daß sie meist in hauswirtschaftlichen Dingen größeres Organisationsvermögen und eine geschicktere Hand besitzt als viele Männer, können ihre Gemüts Eigenschaften der Krankenpflege im Felde den wichtigsten Dienst erweisen. Sie geht mit größerer Geduld und vielfach auch mit besserem Verständnis auf die oft erstaunlichen Wünsche und Fragen Schwerkranker ein, versteht es besser, ihnen Wünsche, deren Erfüllung nicht möglich ist, auszusprechen. Es gelingt ihr leichter, Schwermütige zu trösten, Verzweifeln zu beruhigen. Ihre Hand ist leichter, ihr Griff beim Verbinden der Wunden gelinder.

Diese Eigenschaften haben für die Krankenpflege im Krieg große Bedeutung, denn das Empfindungsleben des Kranken im Felde ist ein ganz anderes als etwa das des Inassen eines Krankenhauses in friedlicher Heimat. Der kranke Soldat weiß fern von seiner Familie. Er ist über ihr Befinden nur unvollkommen unterrichtet, denn nur der dünne Faden der Feldpost verbindet ihn mit den Seinen. Und nun ist er krank, ist macht- und hilflos, sein Schicksal ist ungewiß. Das quält ihn, macht ihn unruhig, verleiht ihm zum ergebnislosen Sinnen. Oftmals muß auch die Feldpostverbindung abgeschnitten werden, denn die Briefe besorgter Gattinnen sind meist erfüllt von aufgeregten und aufregenden Klagen. Wir hatten Gelegenheit, Briefe dieser Art zu lesen. Sie werden dem Kranken nicht ausgehändigt. Dieses Ausbleiben der Nachrichten von daheim steigert seine Qual, aber die Folgen sind meist schlimmer, wenn der Leidende von den Klagen der Seinen Kenntnis erhält. Alles das erschwert den Gesundungsprozess und die Krankenbehandlung, erschwert das Amt der Wächterin und Trösterin. Ein Mann steht solcher Gemütsverfassung des Kranken meist ratlos gegenüber. Wir haben Krankenpflegerinnen beobachtet, die mit nimmermüdem Auge im Kreise ihrer Pflegebefohlenen wachten. Mit empfindem Fleiß und aufopfernder Güte taten sie ihren schweren Dienst, ohne daß ein Wort des Unwillens über ihre Lippen gekommen wäre.

Das männliche Pflegepersonal steht der Schwester bei allen Verrichtungen zur Seite. Es erledigt die körperlich schweren hauswirtschaftlichen Arbeiten, sorgt für Instandhaltung der Betten, hilft bei der Beschaffung und Austeilung der Nahrungsmittel, beim Anlegen der Verbände und Wadungen, beim Salben und Massieren. Unermüdblich gehen sie den Tag über vom Krankenlager zu Krankenlager, dem einen der Leidenden dieses, dem anderen jenes Heilmittel verabreichend. Und keine der zahlreichen und vielfältigen Verrichtungen darf mechanisch erfolgen; über jeden Handgriff wacht eine Reihe von Gedanken.

Auch die Nacht bringt oftmals nicht die erhoffte und verdiente Ruhe, denn in den Krankenzimmern, die Schwerkranken beherbergen, sind Nachtwachen nötig. Der Fiebernde darf nie ohne Aufsicht sein. Seine Behandlung ist in der Nacht schwerer, denn Angst und Unruhe steigern sich mit der zur Nacht fast immer eintretenden Erhöhung der Bluttemperatur. Zu alledem kommt, daß viele Angehörige unserer Sanitätstruppen, besonders die in Seuchenzuständen tätigen, sich dauernd in der Gefahr der Ansteckung befinden.

Das Sanitätspersonal darf keine Ermüdung, keine Erschlaffung der Nerven kennen. Sein Dienst ist ein ununterbrochenes Bereitsein, ist dauernde angespannte Wachsamkeit. Er steht gleichsam ständig auf Hochposten im Angesichte der lauenden Feinde Tod und Siechtum.

Kleines Feuilleton.

Der größte vorweltliche Fleischfresser.

Im American Museum of Natural History ist nach einem Bericht der Wochenchrift „Prometheus“ unlängst das Skelett des größten bisher bekannt gewordenen Fleischfressers aufgestellt worden, ein „Tyrannosaurus“ von 16 Meter Länge und ausgerichtet 6 Meter Höhe. Es ist ein Dinosaurier, der gegen Ende der Kreidezeit lebte. Nach Größe und Bau war er ein Extrem seiner Art. Derartige größere fleischfressende Riesensäugetiere wurden schon in Amerika und Ostafrika in älteren Jurafossilien und der früheren Kreide gefunden; dagegen sind die bisher bekannt gewordenen Fleischfresser dieser Art etwa ein Drittel kleiner als das jetzt aufgestellte Tier. Das Skelett bildet eine Figur der Hauptgruppe in der Kreidehalle des New Yorker Museums, die drei Skelette umfasst und eine Kampfzene aus dunkler, ferner Vergangenheit darstellt. Der Tyrannosaurus war ein äußerst mächtiges Tier, lebhaft und schnell in seinen Bewegungen. Er zeigt ferne Verwandtschaft mit Eidechsen,

Krokodilen und Vögeln. Wie bei den Vögeln sind seine Knochen hohl; ebenso erinnern seine Hintergliedmaßen in Form und Bauart an die der Vögel. Die langen, kräftigen Hinterbeine halten den Körper aufrecht, wobei er durch den langen Schwanz gestützt wird. Die Vorderbeine, die nicht mehr zur Fortbewegung benutzt wurden, sind rudimentär und verkümmert und dienen zum Fassen und Halten. Der massive Kopf ist ausgerüstet mit 13 dolchartigen Zähnen in jedem Kiefer, die immer von neuem nachwachsen, sobald einer abbrach; der größte ist etwa 12 Zentimeter lang. Der Tyrannosaurus war imstande, den Kampf mit jedem Tiere seiner Zeit aufzunehmen und war anscheinend der Herr seiner Zeit. Die Fundstelle der Skelette ist in Montana in der Nähe des Missouri, wo durch Zufall bei der Jagd mehrere große Knochen gefunden wurden. Eine Expedition in diese Gegend brachte das erste derartige Skelett zutage, das mit Dynamit aus hartem Sandstein gesprengt werden mußte, und später wurde in derselben Gegend auch ein weiteres Skelett gefunden.

Türkischer Weizen.

Der Mais, der vielfach auch „türkischer Weizen“ genannt wird, ist ein richtiges Volksnahrungsmittel, weil das Maismehl viel nahrhafter und ergiebiger ist als das Weizenmehl. Vor dem Kriege kam der Mais bei uns hauptsächlich als vollwertiger Ersatz für den Hafer, also zumeist als Pferdefutter, in Betracht; seinen hohen Wert für die Ernährung des Menschen wußte man leider weniger zu würdigen. Im Süden Europas, in Italien und den Balkanländern kennt man die Bedeutung des Mais als Volksnahrung schon längst zur Genüge. Dort gehören beispielsweise die aus dem Maismehl bereiteten Suppen, wie die bekannte Polenta und andere Speisen, zu der täglichen Volksnahrung. Der Mais stellt mit der Kartoffel und dem Tabak die drei wichtigsten Gaben dar, die Europa der Entdeckung der neuen Welt durch Christoph Columbus verdankt. Seinem Namen legt ein Wort der Sprache der Eingeborenen von Haiti, „mahis“ zugrunde. Columbus brachte um das Jahr 1500 die Pflanze samt Körnern von ihr nach Spanien, und seine Landsleute benannten sie mais. Von den Spaniern lernten sie die Franzosen kennen, die das Wort mais schrieben. Die deutsche Form „Mais“ zeigt, daß wir die Bekanntschaft mit dem neuen Getreide den Franzosen verdanken; noch am Ausgange des 18. Jahrhunderts wurde das Wort Mais bei uns ganz allgemein zweifelsfrei ausgesprochen. Auch in Italien fand der Maisanbau bald Verbreitung, und da die Frucht gewöhnlich aus Italien und Frankreich zu uns kam, nannte man sie bei uns auch „Welschkorn“. Die Venetianer ließen sich den Anbau von Mais in den Balkanländern und der Türkei angelegen sein; die Türken gaben ihm den Namen „Kultur“. Da auch von dort große Mengen über Ungarn nach Deutschland gelangten, so erklärten sich daraus die beiden Bezeichnungen „türkischer Weizen“ und „Kultur“, die sich dafür noch in verschiedenen Gegenden unseres Vaterlandes vorfinden. Ebenso sprechen wir heute noch vom türkischen Nicker, vom türkischen Honig, vom türkischen Tüchern usw., obwohl es sich hierbei nicht um Dinge handelt, die ausschließlich türkischen Ursprungs sind. Die Heimat des sogenannten türkischen Nickers ist z. B. Persien, aber die Türken haben sich das Verdienst erworben, diese herrliche Frühjahrsfrucht nach Europa zu bringen.

Der „türkische Weizen“ nun, der Mais, gelangt in unseren Breiten nicht mehr zur Reife; die hohen grünen Stengel ergeben aber ein ausgezeichnetes Viehfutter. Die unreifen Maiskolben aber liefern uns ein vortreffliches Gemüße, das Feinschmecker schon längst zu würdigen wissen.

Notizen.

— Theaterchronik. Strindbergs „Wetterleuchten“ wird am Sonntagvormittag 21. Uhr im Deutschen Theater zu vollständigen Breiten aufgeführt.

— Das Institut für den internationalen Austausch sozialer Erfahrungen hat seinen Vereinsitz, der sich vor dem Krieg in Paris befand, endgültig nach Bern verlegt. Das Organ des Instituts, die „Dokumente des Fortschritts“, erscheint auch während des Krieges weiter.

— Der Schriftsteller V. Chiabacci, eine verspätete Ausgabe der früheren lokalwienerschen Klausurklausur, ist in Wien gestorben. Er hat das alte Kleinbürgerlich-gemütliche Wien immer wieder geschildert, — auch als es schon gar nicht mehr existierte.

— Seehunde im Welt. Von der Insel Alen wird gemeldet, daß dort die Seehunde überhandnehmen. Auf das starke Auftreten der Seehunde wird es zurückgeführt, daß die Dorsch- und Heringsfischerei in der Böhre zurzeit so geringe Erträge liefert. Vielleicht hat die außergewöhnlich starke Kälte in den nördlichen Ländern die Seehunde südwärts getrieben. An der Dänische Dänemarks sind kürzlich ebenfalls zahlreiche Seehunde festgesetzt.

Der Gang der Salije.

Ein Roman aus dem modernen Ägypten. Von Willi Seidel.

Der kleine Fremde ließ seinen Blick behaglich an den buntgruppierten Symbolen hinaufwandern, von denen die Säulen bedeckt waren, und dann, sich trotz seines weichen Anzugs behaglich dehnend, meinte er:

„Hier ist es hübsch! Bist du oft hier?“

„Nein“, sagte Daud abwehrend. „Hier gibt es Geister.“

Der andere schlug eine kleine Lache auf und zerquetschte eine Rinde auf seiner Wade. „Unfinn“, sagte er. „Es gibt keine Geister.“

Daud, gekränkt, erwiderte nichts. Nach einer Weile fuhr jener fort: „Wie heißt du?“

„Daud-ibn-Zabal. — Und wie heißen Sie?“ Das „Sie“ deutete er durch eine vorsichtige Betonung des „you“ an.

„Percy Aldridge.“

„Aldridge“, wiederholte Daud sinnend. Der weiche Klang des Namens machte ihm Wohlbehagen. Er wiederholte den Namen noch zweimal für sich, um ihn genau zu merken, und Percy blinzelte ihn von der Seite an.

„Seine Betonung ist lieblich“, meinte er. „Wie alt bist du?“

Daud begann sich krampfhaft, darüber hatte er noch kein Buch geführt. Auf gut Glück riet er das Richtige.

„Fast so alt wie ich. — Lebte dein Vater hier und verdienst du viel?“

Daud ward unbesungen diesem energischen Examen gerecht.

„Mein Vater arbeitet auf dem Felde. — Und was,“ fügte er ehrfürchtig und neugierig bei, „ist das ehrenwerte Gewerbe des deines?“

Percy dachte ein wenig nach, wie er den Begriff mündgerecht machen sollte, denn die offizielle Bezeichnung würde dieser kleine Fallache wohl kaum verstehen. Was weiß der Esel vom Ingwer und der Bauer vom Apfelessen? — Schließlich formulierte er es so: „Er hat früher eure Kanäle gemacht, nun ist er zum Vergnügen hier.“

„So ist es,“ sagte Daud, „also früherer Beamter im Irrigation-Departement und jetzt Tourist.“ Percy setzte sich

auf, mit offenem Mund und sah ihn verblüfft an. „Du bist ja verteuftelt schlau!“ sagte er endlich und ließ eine gesteigerte Achtung erkennen. „Wer hat dir das verraten?“

„Ich kenne doch eure Titel,“ sagte Daud geschmeichelt, „ich war vier Jahre bei den Patern.“

„Dann weißt du mehr als die anderen Schwarzen!“ — Eine Pause entstand.

Percy laute an einem Galm und dachte an nichts. Als er Daud ansah, bemerkte er, daß dessen Gesicht verändert war, ja das kleine hellbraune Gesicht litt. Die schwarzen Wimpern hatten sich gehoben und ließen einen glühenden Blick durch; die Mundwinkel bebten schlaff und die kindliche glatte Stirn war in Falten zerlegt; ja, so war es, und Percy verwunderte sich.

Mit der Zeit milderte sich der Troß der dunklen Augen, wiewohl noch ein zorniges Gemitter auf dem Gesichte stand. In Percys kühlem Antlitz regte sich kein Zug; er beobachtete jetzt ohne weitere Verwunderung die fremdartige Mimik und spuckte endlich den Galm gleichmütig auf die Seite. Die Araber sahen sich gegenüber wie reglose Puppen: Nein, nicht zwei Araber waren das; zwei Massen kreuzten die Blicke, diese in unantastbar ruhigem Stolz, mit eisiger Selbstliebe, jene weich und leidenschaftlich jäh, mit schwer verletzter kindlicher Eitelkeit, doch schwach und nur eines Haßes fähig, der aus den Augen spricht.

Daud hielt nicht stand und schluckte die Beleidigung wortlos hinunter. So kam es nicht einmal zur Sprache, was ihn so verletzte, nämlich von einem, dem er sich gleichzustellen trachtete und dessen Anblick ihm berückende Rätsel ausgab, mit der Bezeichnung „Schwarzer“ plötzlich wie mit einem Fußtritt degradiert zu werden. —

Percy inzwischen ging unbesungen weiter, durch den Mittelhof in den Tempel des Rittleren Reiches. Er stellte sich auf die Brust einer geborstenen Statue, stemmte die Hände in die Hüften und sah sich um. Ein Kolkrabe schwang sich über das sonnenübergoßene Trümmerfeld, und die Schwalben schossen um die Gestirter der Könige, die mit ihren Porphyraugen, die Hände kloßig auf die Kniee gebettet, durch die Jahrtausende starrten. Percy stand wie ein kleiner leuchtender Fleck in dem gigantischen Zerfall. Dann sprang er auf den Weg herab und ließ sich von Daud bis ans Ende begleiten, bis dorthin, wo alles sich in Schutt verlor und einfame Eidechsen zwischen den dünnen Grasbüscheln raschelten.

Sie setzten sich nun wieder und blickten selbender in die leere Mulde des Heiligen Sees herab.

Und jetzt, während er in die sonnensimmernde Weite starrte, erinnerte sich Daud plötzlich, oder es ward ihm dunkel so, als habe vor Jahren, an ähnlicher Stelle, eine Stimme zu ihm gesprochen: „Warte nur eine Weile, Daud, dann komme ich!“ —

Und weiter ward ihm zumute, als lebe diese Stimme jetzt wieder auf, als habe der, dem sie gehöre, Fleisch und Bein gewonnen und trete in einer Gestalt vor ihm hin, der er sich nach hilflosem Widerstreben und dann bereitwillig unterwerfen werde und müsse.

Percy sah reglos voll hübscher Besinnlichkeit, die Arme um die Knie geschlungen, neben ihm, offenbar hatte er den Beschämung und mahnend, bemitleidig, in sein schmutziges Gemüde gewickelt, die Gedanken zu erraten, die fremden Ideengänge, die Anglistpläne, die hinter der weißen Stirn ihr Wesen treiben mochten und die von den seinen so staunenwert abwichen. Dauds Gesicht ward in der Hitze der verstoßenen Beobachtung, in der er, wenn auch hoffnungslos, ein dumpfes Glück fand, schier dumm. —

Auf einmal fuhr Percy so schnell herum, daß Daud fast erschrak, und fragte ihn scharf musternd: „Was hast du da eigentlich für einen scheußlichen Klumpen im Haar?“

„Das ist ein Amulett,“ erklärte Daud artig und schnell. „Es ist eine Pasta gegen den bösen Blick. Ich trage es seit meiner Geburt.“ Und er geriet unter seinem Hemd noch anderer hervor: eine leberne Kapsel mit Erde vom Brunnen „Semsem“, ein Herjasmulett aus Agath an einer Kette und einen blau glasierten Fayencegegenstand, der fünf Löcher hatte. „Das sind fünf verhängende Finger!“ dozierte er und streckte die gespreizte Hand vor. „Das ist alles gut; besonders an diesem Ort.“ Und er sah sich scheu um.

„Und das,“ schrie Percy und sprang auf, „schleppst du schon seit deiner Geburt mit dir herum? — Nein, was seid ihr für Schweine!“

Durch Dauds Körper ging der Jähzorn wie ein heißer Stich. Percy merkte jedoch ebensovienig wie vorher, welche Gefühle er auslöste, sondern fuhr ehrlich entrüstet fort:

„Begen den bösen Blick! Als ob es so was gäbe! Schneid dir das ab, oder ich bin das legtemal mit dir geritten.“ Hierauf setzte er sich wieder, aber diesmal mit dem Rücken gegen Daud.

(Fortf. folgt.)

